

Leseprobe

Rainer Rosenberg

Die deutschen Germanisten

Ein Versuch über den Habitus



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2009

Das Umschlagbild, ein Porträt Joachim Müllers, entstammt einer Serie von Karikaturen der Mitglieder des Lehrkörpers des Jenaer Germanistischen Instituts, die Johanna Rosenberg, die Ehefrau des Autors, 1955 als Studentin für ein Institutsfest gezeichnet hat.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2009
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-746-6
www.aisthesis.de

I

Im Zusammenhang seiner Untersuchungen gruppenspezifischer Verhaltensweisen hat Pierre Bourdieu¹, in Anlehnung an Erwin Panofsky², den Begriff des Habitus wieder ins Spiel gebracht. Und zwar als einen Begriff, der den Menschen weder „auf die Rolle des Trägers einer Struktur“ noch auf „die reine und rein intellektuelle Operation eines kalkulierenden und rasonierenden Bewußtseins“ reduziert, sondern als „Akteur in seiner wahren Funktion als praktischer Operator der Konstruktionen des Realen“ erfasst³: Der kollektive Habitus als

-
- 1 Vgl. u. a. *Homo academicus*, Paris 1984 (deutsch: Frankfurt/M. 1988), und *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*, Paris 1992 (deutsch: *Die Regeln der Kunst*, Frankfurt/M. 1999).
 - 2 Vgl. Erwin Panofsky, *Gothic Architecture and Scholasticism* [1951], New York 1957 (französisch: *Architecture gothique et pensée scolastique. Traduction et postface de Pierre Bourdieu*, Paris 1967). – Die deutsche Fassung von Bourdieus Nachwort erschien unter dem Titel *Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis* in: Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt/M. 1974.
 - 3 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst* (s. Anm. 1), S. 285-287: „Indem ich den aristotelischen Begriff *hexis* in seiner scholastischen Variante *habitus* aufgriff, wandte ich mich gegen den Strukturalismus und seine befremdliche Handlungstheorie, die – implizit in Lévi-Strauss' Vorstellung vom Unbewußten, explizit bei den Althusserianern – den Handelnden dadurch zum Verschwinden bringt, daß sie ihn auf die Rolle des Trägers einer Struktur reduziert; dabei forcierte ich die in Panofskys Werk einzig dastehende Verwendung des Habitus-Begriffs ein wenig, denn ich wollte die Wiederkehr des reinen erkennenden Subjekts der neukantianischen Philosophie der ‚symbolischen Formen‘ verhindern, der der Autor der *Perspektive als symbolische Form* verhaftet blieb. Statt dessen beabsichtigte ich – in dieser Hinsicht traf ich mich mit Chomsky, der damals den Begriff der ‚generativen Grammatik‘ vorschlug –, die aktiven, erfinderischen, ‚schöpferischen‘ Fähigkeiten des Habitus und des Akteurs hervorzuheben, gedachte jedoch zu unterstreichen, daß diese generative Potenz – anders als bei Chomsky – nicht die einer Natur oder einer universellen Vernunft ist: Der Habitus stellt, wie das Wort schon sagt, etwas Erworbenes und zugleich ein ‚Haben‘ dar, das manchmal als Kapital funktionieren kann; er läßt sich auch nicht

Resultat einer von den Individuen ‚inkorporierten‘ ähnlichen Sozialerfahrung, durch die sie die Fähigkeit zu einem den Regeln und Anforderungen einer Gesellschaftsschicht, Institution oder Berufsgruppe gemäßen Verhalten erwerben – einem Verhalten, das ihnen in diesem Umfeld erfolgreich zu agieren ermöglicht.⁴ Soziologen, die Bourdieu folgen, begründen ihre Entscheidung vor allem damit, dass dieses Habitus-Konzept „nicht von einer Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft aus[geht], damit auch nicht von der Vorstellung wechselseitiger Einwirkung des einen auf das andere“.⁵ Es handelt sich vielmehr um ein Konzept, das – wie Bourdieu formuliert – „im Zentrum des Individuellen selber Kollektives“ entdeckt: „Kollektives in Form von Kultur – im subjektiven Sinne des Wortes ‚cultivation‘ oder ‚Bildung‘ oder, nach Erwin Panofskys Sprachgebrauch, im Sinn des ‚Habitus‘, der den Künstler mit der Kollektivität und seinem Zeitalter verbindet und, ohne daß dieser es merkte, seinen anscheinend noch so

länger, wie in der idealistischen Tradition geschehen, einem transzendentalen Subjekt zusprechen. Um dem Idealismus – wie Marx in den *Thesen über Feuerbach* vorschlug – die ‚aktive Seite‘ des praktischen Erkennens wieder zu entwenden, die ihm die materialistische Tradition namentlich mit der ‚Widerspiegelungstheorie‘ überlassen hatte, mußte mit dem kanonischen Gegensatz von Theorie und Praxis gebrochen werden, der (gerade mit der Existenz von professionell geistig Tätigen) in den Strukturen der Arbeitsteilung so tief verankert ist und bis in die Strukturen der intellektuellen Arbeitsteilung, also in die mentalen Strukturen der Intellektuellen hineinreicht und sie daran hindert, praktisches Erkennen oder erkennende Praxis zu erfassen; eine kognitive Tätigkeit der Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit war zu entschleiern und zu beschreiben, die weder in ihren Instrumenten noch in ihrem Vorgehen [...] die reine und rein intellektuelle Operation eines kalkulierenden und rasonierenden Bewußtseins ist. Es schien mir, daß der [...] seit langem verwaiste Begriff Habitus meiner Absicht am besten Ausdruck verlieh, der Bewußtseinsphilosophie den Rücken zu kehren, ohne doch den Akteur in seiner wahren Funktion als praktischer Operator der Konstruktionen des Realen durchzustreichen.“

4 Vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt/M. 1987, Erstes Buch, 3. Kapitel: *Strukturen, Habitusformen, Praktiken*, S. 97-121.

5 Beate Krais/Gunter Gebauer, *Habitus*, Bielefeld 2002, S. 66/67.

einzigartigen Projekten Richtung und Ziel weist.“⁶ Mit anderen Worten: Jeder Mensch bildet einen individuellen Habitus aus, aber in den Habitus der Individuen, die die gleiche ‚cultivation‘ erfahren haben, sind Gemeinsamkeiten zu finden, so dass sich aus diesen individuellen Habitus die soziologische Kategorie eines Gruppen-, Schichten-, Klassen- oder Geschlechter-Habitus konstruieren lässt.

Mir erscheint dieses Konzept als ein praktikables heuristisches Dispositiv für die soziologische Erörterung kollektiver Verhaltensformen. Dass es als ein Identitätskonzept verstanden werden kann und in diesem Verständnis die Kritik verschiedener poststrukturalistischer Schulen auf sich gezogen hat, tut meines Erachtens nichts zur Sache, solange „das Zerrissene, Konflikthafte, Widersprüchliche im Habitus des modernen Individuums“⁷ mitgedacht, das Konzept also nicht in harmonisierender Funktion eingesetzt wird. Allerdings wird dadurch, dass man die zu personalen Haltungen verfestigten Handlungsmuster und Verhaltensweisen auf die allgemeingesellschaftliche und berufsspezifische Sozialisation zurückführt, die Modellierung eines auf die gesamte Lebenstätigkeit der Menschen bezogenen Habitus-Begriffs noch nicht ausgeschlossen. Die Verführung zu einem solchen, leicht in einen typologischen Schematismus hineinführenden Verfahren ist umso größer, als die Geschichte Fälle bereithält, in denen nicht nur über ein analoges Sozialverhalten, sondern auch einen ähnlichen Lebensstil von Wissenschaftlern berichtet wird, die in ihrer Wissen-

6 Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (s. Anm. 2), S.132.

7 Beate Kraus/Gunter Gebauer, *Habitus* (s. Anm. 5), S. 72. – Die Autoren, die Bourdieus soziologischen Ansatz auch gegen die Kritik von Anhängern der Parsonsen Rollentheorie und von Systemtheoretikern aus der Schule Niklas Luhmanns verteidigen, räumen ein, dass die „Stabilität des Habitus, also das, was positiv gewendet als ‚Identität‘ bezeichnet wird, [...] oft als problematischer Aspekt des Habitus-Konzepts kritisiert worden“ ist. „Stabilität und Kohärenz des Habitus heißt jedoch weder, dass es sich dabei um ein widerspruchsfreies, in sich schlüssiges System von Dispositionen, Ordnungsprinzipien, Klassifikationsschemata und so weiter handelt, noch ist damit Immunität gegenüber Veränderungen impliziert.“ (S. 71)

schaftsauffassung übereinstimmen.⁸ Andererseits birgt das Konzept auch eine reduktionistische Tendenz in sich, insofern als es, um eine für eine bestimmte Gruppe zu einer bestimmten Zeit typische Habitusform des *homo academicus* zu elaborieren, das Interesse ganz auf das Sozialverhalten der Wissenschaftler im ‚universitären Feld‘ konzentriert. Das mag noch angehen, wenn es sich, wie im Falle von Bourdieus gleichnamigem Buch um nicht mehr und nicht weniger als eine profunde soziologische Analyse des französischen Universitätssystems handelt. Zumal nicht unberücksichtigt bleibt, dass in demselben Milieu auch von diesem Typus abweichende Haltungen begegnen, wie sie etwa von Intellektuellen verkörpert werden, die von außen in den universitären Bereich drängen oder auch von Insidern, die gegen die geltenden Regeln verstoßen.

Dennoch bedarf ein Habitus-Begriff von der Komplexität, die er bei Bourdieu immer noch besitzt, meines Erachtens einer stärkeren Strukturierung, wenn er einer über größere Zeiträume sich erstreckenden wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung dienstbar gemacht werden soll. Zweifellos gehört zu der Sozialerfahrung, aus der Bourdieu die Stabilität von Habitusformen erklärt, auch der Anpassungsdruck in Bezug auf die Übernahme des im akademischen Umfeld eines Wissenschaftlers verwendeten Paradigmas und in Bezug auf die Beachtung der geltenden Diskursregeln. Und als eine Form des Sozialverhaltens kann, wie Klaus Weimar gezeigt hat⁹, auch noch

8 Das gilt z. B. für eine Reihe deutscher Germanisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei denen das positivistische Paradigma des Suchens, Sammelns und Ordnen samt den axiomatischen Vorannahmen, auf denen es basiert, mit einer autoritären persönlichen Haltung und politischen Einstellung wie auch einer ähnlichen Lebensführung zusammengeht.

9 Vgl. Klaus Weimar, *Literaturwissenschaftliche Texte als Modelle des Sozialverhaltens*, in: Heinrich Bosse/Ursula Renner (Hrsg.), *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel* (= Rombach Grundkurs Bd. 3), Freiburg/Br. 1999, S. 443-457. Ders., *Sozialverhalten in literaturwissenschaftlichen Texten. Max Kommerells „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“ als Beispiel*, in: Lutz Danneberg/Jürg Niederhauser (Hrsg.), *Darstellungsformen der Wissenschaft im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*, Tübingen 1998, S. 493-508.

die diesen Regeln folgende oder sie durchbrechende Art und Weise gefasst werden, in der Wissenschaftler ihr Fachwissen kommunizieren. Dieses Sozialverhalten erscheint in dem Bild, das sich mir aus der wissenschaftsgeschichtlichen Literatur ergibt, z. B. für die deutsche Germanistik in der Zeit von der Reichsgründung bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und darüber hinaus als im Wesentlichen gleich geblieben. Als charakteristische Merkmale gelten

- ein autoritärer, mit konservativer, antidemokratischer und oft dezidiert antisemitisch tingierter nationalistischer Gesinnung korrespondierender Führungsstil entsprechend der Verfasstheit des Wissenschaftssystems (Autonomie und hierarchische Personalstruktur der Universität, Autokratie der Ordinarien bei gleichzeitiger Loyalitätsverpflichtung gegenüber dem Staat infolge ihres Beamtenstatus);
- ein akademischer Corpsgeist, verbunden mit einem perpetuierten Lehrer-Schüler-Verhältnis und der Organisation in ‚Schulen‘, die als Netzwerke gegenseitiger Karriereförderung fungieren;
- ein berufsständisches Elite-Bewusstsein, gespeist aus dem Selbstverständnis und der soziokulturellen Funktion des Fachs als Nationalwissenschaft (‚Deutschkunde‘) und Wertbildungsinstanz (zuständig für die Konstituierung nationaler, religiöser, humanistisch-abendländischer Werte), das literaturwissenschaftlich tätige ‚Seiteneinsteiger‘ und ‚Außenseiter‘ mit Dilettantismus- oder Feuilletonismus-Vorwürfen distanziert.

Dieses Sozialverhalten, das ja tatsächlich die Germanistik-Geschichte über weite Strecken geprägt hat, ist mittlerweile zum Klischee für *den* typischen ‚germanistischen Habitus‘ des genannten Zeitraums erstarrt, obgleich die Fachvertreter seit Beginn des 20. Jahrhunderts ganz unterschiedlichen Paradigmen folgten und in ihrer Wissenschaftsauffassung weit auseinander gingen. Wenn ich die habituellen Veränderungen sichtbar machen will, die sich in dieser Zeit anbahnten, kann ich folglich nicht mit einem allein auf das Sozialverhalten reflektierenden Habitus-Konzept operieren, so weit der Begriff des Sozialverhaltens auch gefasst werden mag. Ich habe danach zu fragen, welche Bedeutung für die Habitus-Bildung Einstellungen beizumessen ist, die sich aus der eigenen Entwicklungslogik einer Wissenschaftsdisziplin oder aus interdisziplinären und inter-

nationalen Wissenschaftstrends herleiten lassen, und also einen geistigen oder intellektuellen Habitus zu konstruieren, der nicht mit einem bestimmten Sozialverhalten zusammengehen muss. Klar ist, auch diese Habitusformen ändern sich nicht mit jedem Paradigmenwechsel. Das kann jedoch geschehen, wenn das neue Paradigma auf differenten axiomatischen Voraussetzungen fußt oder gar eine andere epistemologische Einstellung impliziert. Nehmen wir z. B. die deutsche Geistesgeschichte mit ihrer Fixierung auf einen aus der Zusammenfassung von kontemporanen Literatur-, Philosophie-, Kunst- und Religionsprozessen zu synthetisierenden ‚Zeitgeist‘. Dann geht es hier nicht um das geisteswissenschaftliche Paradigma an sich, sondern um die von ihm vorgegebene, gegenüber dem Positivismus veränderte Blickrichtung – über die Grenzen des Fachs hinaus auf die Nachbarwissenschaften – und um die eben aus dieser Horizonterweiterung resultierenden Veränderungen im intellektuellen Habitus des Wissenschaftlers, die dessen Sozialverhalten zunächst noch gar nicht tangieren müssen. Oder fragen wir nach der Stabilität eines Paradigmas: Unterschiedliche epistemologische Einstellungen sehe ich auch dort, wo – wie das noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Regel war – die Mehrheit der Wissenschaftler jahrzehntelang bei dem Paradigma blieb, unter dem man angetreten war, während wir etwa seit den achtziger Jahren desselben Jahrhunderts einen mit der zunehmenden Globalisierung der Wissenschaftstrends einhergehenden schnellen Paradigmenwechsel beobachten, den auch ‚gestandene‘ Wissenschaftler nicht ignorieren können.

Ich versuche die Entwicklung von Habitusformen germanistischer deutscher Literaturwissenschaftler des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts zu skizzieren, wobei für mich deren wissenschaftliche Haltung im Mittelpunkt des Interesses steht. Anders als Bourdieu habe ich mich dafür entschieden, diese Habitusform – soweit es möglich und angebracht war – exemplarisch *ad personam* zu beschreiben, um nicht die Divergenzen auszublenden, die das Sozialverhalten von Wissenschaftlern aufweisen kann, die in ihrem geistigen Habitus weitgehend übereinstimmen, oder – umgekehrt – die Divergenzen, die in der wissenschaftlichen Haltung derer auftreten können, die von der gleichen Sozialerfahrung geprägt sind. Dass schon mit der Beispielauswahl ein subjektives Moment ins Spiel kommt, das

die Deutung des Geschichtsverlaufs mitbestimmt, versteht sich von selbst. Ich hoffte aber, auf diese Weise am ehesten zu einem differenzierteren Bild von den Habitusformen deutscher Germanisten zu gelangen, als es die oben angeführten gängigen Klischees vermitteln. Ein freundlicheres Bild ist es im Großen und Ganzen dadurch aber wohl nicht geworden. Doch hier geht es eben nicht in erster Linie um die wissenschaftlichen Leistungen des in dieser Geschichte handelnden Personals. Und dessen Habitusformen beschreibe ich wohl wissend, dass künftige Wissenschaftshistoriker, sofern sie es noch der Mühe wert finden sollten, sich mit der Germanistik-Geschichte auseinanderzusetzen, ihren kritischen Blick auch auf die Literaturwissenschaftler-Generation richten müssten, der ich angehöre. Sie hätten keinen Grund, uns nachsichtiger zu behandeln, als ich mit unseren Vorgängern verfahren bin.

Die Skizze zielt auf eine weiter ausgreifende Untersuchung zum Habitus deutscher Geisteswissenschaftler. Die germanistische Literaturwissenschaft empfahl sich mir, um die Tauglichkeit des gewählten Ansatzes für eine solche Untersuchung zu erproben, als diejenige Disziplin, über deren Geschichte ich unter anderen Aspekten bereits gearbeitet habe und für die mir überdies eine Reihe von monographischen Veröffentlichungen anderer Autoren, diehaltungsfragen der vorgestellten Wissenschaftler thematisieren, zur Verfügung stand.¹⁰

10 Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang vor allem auf den von Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke herausgegebenen Band *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York 2000, sowie auf: Wilfried Barner/Christoph König (Hrsg.), *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, Frankfurt/M. 1996; Petra Boden, *Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personalpolitik und struktureller Wandel 1945-1958*, in: Petra Boden/Rainer Rosenberg (Hrsg.), *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, Berlin 1997; Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hrsg.), *Innovation und Modernisierung: Germanistik von 1965 bis 1980*, Heidelberg 2005; Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur: Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt/M./Leipzig 1994; Holger Dainat/Lutz Danneberg (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, Tübingen 2003; Lothar Ehrlich/Gunther Mai (Hrsg.), *Weimarer Klassik in der*

II

Bereits in der universitären Disziplinierungs- und Institutionalisierungsphase der Forschungen zur deutschen Sprache und Literatur lässt sich ein kollektiver Habitus an einer Wissenschaftlergruppe festmachen, die von Philologen wie Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann, Moriz Haupt und den Brüdern Grimm repräsentiert wird.

Ära Ulbricht, Köln/Weimar/Wien 2000; Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1994; Marcus Gärtner, *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*, Bielefeld 1997; Hartmut Gaul-Ferenschild, *National-völkisch-konservative Germanistik. Kritische Wissenschaftsgeschichte in personengeschichtlicher Darstellung*, Bonn 1993; Wolfgang Höppner, *Das Berliner Germanische Seminar in den Jahren 1933 bis 1945. Kontinuität und Diskontinuität in der Geschichte einer wissenschaftlichen Institution*, in: Dainat/Danneberg (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus* (s. o.); Ralf Klausnitzer, *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen Romantik im Dritten Reich*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1999; Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im ‚Nibelungenstreit‘*, Tübingen 1990; Eberhard Lämmert, *Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960-1990*, Stuttgart 1991; Ders., *Ein Weg ins Freie. Versuch eines Rückblicks auf die Germanistik vor und nach 1945*, in: Barner/König (Hrsg.), *Zeitenwechsel* (s. o.); Jens Saadhoff, *Germanistik in der DDR. Literaturwissenschaft zwischen ‚gesellschaftlichem Auftrag‘ und disziplinärer Eigenlogik*, Heidelberg 2007; Klaus R. Scherpe, *Die Moderne sollte vermieden werden. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945-1950*, in: Ders., *Die rekonstruierte Moderne. Studien zur deutschen Literatur nach 1945*, Köln/Weimar/Wien 1992; Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989; Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979. – Als eigene Arbeiten zum Gegenstand sind zu nennen: Rainer Rosenberg, *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung*, Berlin 1981; ders., *Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe*, Berlin 1989; ders., *Verhandlungen des Literaturbegriffs. Studien zu Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft*, Berlin 2003.

Ihnen war gemeinsam, dass ihr germanistisches Interesse – wie Birgit Wägenbauer resümiert – sich auf die Werke der ‚altdeutschen‘ Literatur konzentrierte, dass sie diese in erster Linie als ‚Sprachdenkmäler‘ betrachteten und bei deren Erforschung und Aufbereitung sich an der klassischen Philologie orientierten.¹¹ Lachmann und sein Schüler Haupt haben klassische Philologie studiert und selbst, parallel zu ihren Editionen mittelhochdeutscher Literatur, eine stattliche Zahl von Werken der griechischen und römischen Antike herausgegeben. Aber auch schon für Lachmanns Lehrer Benecke, der von der Theologie herkam, galt, „daß für das gründliche Studium unserer alten vaterländischen Litteratur nichts erspriesslicher seyn kann, als wenn wir uns die genaue critische Sorgfalt zum Muster nehmen, die man mit so vielem Scharfsinn und unermüdet fortgesetztem Fleisse auf die Schriften der Griechen und Römer verwandt hat“.¹² Diese Gemeinsamkeiten lassen freilich noch genügend Raum für Differenzen in der Wissenschaftskonzeption. Für Jacob Grimm z. B., der bei Carl Friedrich von Savigny, dem Begründer der Historischen Rechtsschule, Jura studiert hatte, war die Sprachforschung kein Selbstzweck. Ihn interessierten die Worte um der Sachen willen¹³, weshalb er sich auch der norma-

11 Vgl. Birgit Wägenbauer, *Georg Friedrich Benecke (1762-1844)*, in: Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York 2000, S. 6.

12 Georg Friedrich Benecke, *Beyträge zur Kenntniss der Altdeutschen Sprache und Litteratur*, Bd. 1, Teil 1, Göttingen 1810, S. X (zit. nach Wägenbauer, s. Anm. 1, S. 6). Als „Indiz der auch von den Beteiligten selbst so verstandenen Gruppenzugehörigkeit“ wertet Wägenbauer (s. Anm. 11, S. 3) Lachmanns seiner Wolfram-Edition von 1833 vorangestellte Widmung: „Drei Freunden in Göttingen. Ge. Fried. Benecke Jac. Grimm Wilh. Grimm. Zum Gedächtniss treues Mitforschens gewidmet.“

13 „Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, die die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die groszen vorthelle seines standpuncts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte“, heißt es in Jacob Grimms *Rede auf Lachmann* von 1851 (*Kleinere Schriften*, Bd. 1, hrsg. von Karl Müllenhoff und Eduard Ippel, Berlin 1864, S. 150).

tiven Methode der Lachmannschen Textkritik gegenüber reserviert verhielt.¹⁴ In dem Satz „Unsere sprache ist auch unsere geschichte“¹⁵ fasste er nicht nur seine Begründung für ein historisch-deskriptives Verfahren der Sprachforschung zusammen; der Satz enthält auch seine – Savignys Konzeption der Rechtsnation unterlaufende – Konzeption der Sprachnation, die in der damaligen Zeit partikularstaatlicher nationaler Zersplitterung politisch-programmatische Bedeutung erlangte. Was jedoch das in dem Benecke-Zitat formulierte philologische ‚Berufsethos‘ der ‚kritischen Sorgfalt‘ und des ‚unermüdet fortgesetzten Fleißes‘ anbetrifft, stimmten die Brüder Grimm mit den anderen völlig überein.

Man war sich einig in dem wissenschaftlichen Anspruch der eigenen Verfahrensweisen – der Verpflichtung auf ein streng sachgemäßes Vorgehen, das keine der Allgemeinverständlichkeit geschuldeten Zugeständnisse bei der Präsentation der alten Texte zuließ, und grenzte sich scharf von dem bisherigen Umgang mit diesen Texten ab, der als laienhaft und dilettantisch abgewertet wurde. Dieser Vorwurf traf aber auch alle Reflexionen über den Sinngehalt der Texte oder gar Versuche, die Texte in einen literaturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Dergleichen zu beginnen, ehe noch die grundlegenden sprachwissenschaftlichen Fragen geklärt waren und insgesamt ein um vieles höherer Wissensstand erreicht war, galt zumindest als voreilig und leichtfertig, wenn nicht überhaupt als wissenschaftsfremd. „Scharfsinn und treuer Fleiß“ – so der Leipziger Germanist Friedrich Zarncke – seien „die Factoren, die den normalen und stetigen Fortschritt der Wissenschaft bedingen. Mit ihnen gerüstet sehen wir Tausende von Gelehrten in ununterbrochener Emsigkeit geschäftig, die einzelnen Probleme, eins nach dem anderen, zu erledigen“.¹⁶ Man ging „vom einzelnen Text als einzig

14 Vgl. Horst Brunner, *Jacob Grimm (1785-1863)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 11-19; Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979; Ludwig Denecke, *Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm*, Stuttgart 1971.

15 Jacob Grimm, *Kleinere Schriften*, Bd. 1 (s. Anm. 13), S.290.

16 Friedrich Zarncke, *Jacob Grimm*, in: Ders., *Kleine Schriften*, Bd. 2, Leipzig 1898, S.199. – Zarncke billigt allerdings wenigstens einem „Genie“

legitimem Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung“ aus. „Diese aber“ – ich zitiere Werner Röcke – „sollte sich darauf beschränken, *Tatsachen* zu erarbeiten und zu benennen: insbesondere Beobachtungen zur sprachlichen Formung des Textes, also seines Lautstands, seiner Sprachstufe und lexikalischen Besonderheit; seiner metrischen Gestalt, seiner Stilform und Motivübernahme, aber auch zur handschriftlichen Überlieferung oder zur Biographie der Autoren. [...] Natürlich blieb auch diese ‚Professionalisierung‘ und zunehmende ‚Philologisierung‘ der Wissenschaft von der altdeutschen Literatur mit ästhetischen und häufig genug auch moralischen Prämissen verbunden, die aber als solche nicht benannt oder gar reflektiert, sondern selbstverständlich vorausgesetzt wurden. Damit aber war jeder Versuch, die einzelnen Texte und Textbefunde nicht nur zu sammeln und zu beschreiben, sondern auch ‚zu begreifen – wohlverstanden – nicht etwa in dem, was der Künstler mit [ihnen] hat sagen wollen, sondern in [ihrem] Kunstwerksein‘, von vornherein ausgeschlossen.“¹⁷ Ja man vermied es sogar – wie Uwe Meves in Bezug auf Lachmann konstatiert – das eigene Konzept „in einer fachübergreifenden, allgemeinen methodologischen Abhandlung dar[zustellen], sondern äußerte sich

wie Jacob Grimm zu, sich diesem Maßstab zu entziehen.

- 17 Werner Röcke, *Karl Rosenkranz (1805-1879)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 33-40, hier: S. 35-36. (Die Zitate im Zitat entstammen Peter Szondis Aufsatz *Hegels Lehre von der Dichtung*.) – Röcke bemerkt an dieser Stelle, die sich auf Lachmanns Kritik an Rosenkranz bezieht, noch: „War eine kunsttheoretische Reflexion über die Literatur in der ‚Prähistorie‘ der Deutschen Philologie, z. B. in den kunsttheoretischen Schriften Goethes und Schillers, Jean Pauls und Hölderlins, Friedrich Schlegels und Novalis‘ noch nahezu selbstverständlich, wurde sie bereits in den Anfängen der Deutschen Philologie aus dem philologischen Erkenntnisinteresse als wissenschaftsfremd ausgeschlossen. Dieses ‚gestörte Verhältnis der [frühen] Literaturwissenschaft zur Philosophie‘ war wohl der eigentliche Grund für den Widerstand der ersten Germanisten gegen Rosenkranz‘ Mittelalterstudien, die Literaturwissenschaft und Philosophie eng miteinander verzahnten und sich damit von Anfang an und ganz entschieden dem vorherrschenden Wissenschaftsdiskurs der frühen Germanistik entzogen.“

dazu nur vereinzelt in [...] Rezensionen und Briefen, Vorreden, Nachworten und in Anmerkungen“.¹⁸

Dass „Wissen, Arbeitsmoral und Charakter [...] in dieser Berufsethik unlösbar miteinander verbunden“ waren, „Mängel der wissenschaftlichen Arbeit [...] mit Charaktermängeln gleichgesetzt“ wurden, belegt Meves¹⁹ mit einer gegen Friedrich Heinrich von der Hagen gerichteten Invektive Lachmanns, in der davon die Rede ist, dass „Unwissende“ lehren wollen, „die, von nichtiger Lust angereizt, arbeitsscheuen Liebhabereifer, und wohlgemeinte, aber eitele und erfolglose Betriebsamkeit sich als Verdienst anrechnen“. Die gleiche Gesinnung widerspiegeln Aussagen anderer Germanisten, wie z. B. Moriz Haupts, den Edith Wenzel mit dem Statement zitiert: „Auch bilde ich mir nicht ein, etwas besonders neues vorgebracht zu haben; ich wünsche aber sehr, dass Sie ein ethisches Moment erfasst haben mögen. Wer es mit seiner Wissenschaftlichkeit nicht ernstlich meint, steht unter dem gewöhnlichen Handwerker. [...] Die Wissenschaft sinkt von dem Suchen nach Wahrheit zur Dienerin gemeiner Eitelkeit herab, die Suche nach dem Neuen tritt auf, und hinter ihr weicht das Gefühl für das Wahre, das Einfache zurück. So leidet der, der seiner Wissenschaft nicht mit dem Herzen dient, Schaden an seiner Seele.“²⁰ Die ‚Arbeitsmoral‘, die diese Germanisten sich selbst zugute hielten und von anderen erwarteten, hatte die gesamte Lebensführung eines Wissenschaftlers zu bestimmen. Von Jacob Grimm ist bekannt, dass er

18 Uwe Meves, *Karl Lachmann (1793-1851)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 20-32, hier: S. 25. – Hierzu vgl. auch: Rainer Kolk, *Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 14, 1989, S. 50-73.

19 Uwe Meves, ebd. – Das Lachmann-Zitat ist dessen *Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts*, Berlin 1820, entnommen.

20 Edith Wenzel, *Moriz Haupt (1808-1874)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 11), S. 41-46, hier S. 44. – Das Haupt-Zitat entstammt Christian Belger, *Moriz Haupt als akademischer Lehrer. Mit Bemerkungen Haupts zu Homer, den Tragikern, Theokrit, Plautus, Catull, Properz, Horaz, Tacitus, Wolfram von Eschenbach und einer graphischen Einleitung*, Berlin 1879, S. 76f.

nie einen eigenen Haushalt gründete, sondern bis an sein Lebensende in der Familie seines Bruders Wilhelm lebte. An Lachmann hebt sein Biograf Martin Hertz die Sparsamkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hervor, die „aus dem sittlichen Grunde [erwuchs], der sein ganzes Leben und Handeln durchdrang [...]; seiner Bedürfnisse waren wenige, sein ganzes Leben höchst einfach und frugal“.²¹ Rainer Kolk: „Bürgerlicher Tugendkatalog und philologisches Ethos durchdringen und bedingen sich gegenseitig, beschreiben den Wirkungskreis einer Gelehrtenexistenz, der außerwissenschaftliche Geltung gleichgültig und fragwürdig ist.“²² Jacob Grimms und Haupts politisches Engagement während der Revolution von 1848/49²³ widerspricht dem

21 Martin Hertz, *Karl Lachmann. Eine Biographie*, Berlin 1881 (Reprint Osnabrück 1972), S. 229f.

22 Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“*, Tübingen 1990, S. 82. – Franz Schultz beschreibt in seinem Aufsatz *Die Entwicklung der Literaturwissenschaft von Herder bis Wilhelm Scherer* (in: *Philosophie der Literaturwissenschaft*, hrsg. von Emil Ermatinger, Berlin 1930, S. 1-42, im Inhaltsverzeichnis des Bandes unter dem Titel *Die philosophisch-weltanschauliche Entwicklung der literarhistorischen Methode*) das „philologische Ethos“ wie folgt: „...die zurückhaltende Selbstverantwortlichkeit, Treue im Kleinen, Andacht zum Unbedeutenden, eingezogene Lebensführung, Scheu vor subjektivistischen Vorläufigkeiten und bloßen Impressionen, der Verzicht in jeder Hinsicht, die rigorose und entsagende Anforderung an sich und andere, die Idiosynkrasie vor dem ‚Journalismus‘ und ‚Feuilletonismus‘, das stolze Sichabgrenzen, – dies Ethos, ein Erbeil philologischer Mentalität seit Jahrhunderten, floß nun zusammen mit den Forderungen auf Einzeldurchdringung, Empirismus und Tatsächlichkeit, mit sicherheitgewährender Selbstgenügsamkeit und Selbstbescheidung, ja mit programmatischer Enge, Erscheinungen, die sich im Gefolge der realistischen Geisteshaltung und der Abkehr vom deutschen Idealismus eingestellt hatten.“ (S. 37)

23 Die Brüder Grimm gehörten bekanntlich schon zu den sieben Göttinger Professoren, die sich 1837 weigerten, ihren Eid auf den neuen König von Hannover zu leisten, nachdem dieser die Verfassung aufgehoben hatte, und die daraufhin ihrer Ämter enthoben und des Landes verwiesen wurden. Jacob Grimm wurde 1846 zum Vorsitzenden der ersten Germanistenversammlung in Frankfurt am Main und im Mai 1848 als

hier gezeichneten Bild dieser ‚Gelehrtenexistenz‘ nur scheinbar: Es wurzelte in dem Burschenschaftler-Geist der Befreiungskriege, der das Freiheits- und Einheitsstreben im Mythos des Germanentums symbolisierte und dessen Einfluss bei dem einen oder anderen dieser Wissenschaftlergeneration schon für die Entscheidung, sich dem Studium der nationalen Altertümer zu widmen, den Ausschlag gegeben haben mag. Bei Grimm jedenfalls gewinnt man den Eindruck, dass dieses – wir würden heute sagen: nationalliberale – Engagement unmittelbar aus seiner wissenschaftlichen Arbeit hervorgegangen sei, und als etwas außer ihr Liegendes scheint er es auch selbst nicht gesehen zu haben. Ein ‚politischer Kopf‘ war er sicher nicht.

Wäre damit ein Germanistenhabitus umrissen, den man für die Konstituierungsphase dieser Disziplin wohl als repräsentativ annehmen kann, so hat dieselbe Zeit mit einem Gelehrten wie Karl Rosenkranz doch auch einen ganz anderen Typus des Geisteswissenschaftlers hervorgebracht. Rosenkranz²⁴ hatte zunächst bei von der Hagen und Lachmann Philologie studiert; entscheidend für seinen wissenschaftlichen Werdegang wurde jedoch das Studium der Hegelschen Philosophie. Er habilitierte sich mit einer Arbeit über Spinoza, publizierte, 1833 als Professor für Philosophie nach Königsberg berufen, neben zahlreichen philosophischen und theologischen Schriften die erste Hegel-Biographie (*Das Leben Hegels*, 1844) und – ein Markstein in der Geschichte dieser Disziplin – die *Ästhetik des Häßlichen* (1853). Parallel dazu arbeitete er zeitlebens aber auch auf literaturwissenschaftlichem Gebiet: Das Spektrum seiner Veröffentlichungen reicht hier von der *Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter* (1833) – mit den Vorstudien zum *Heldenbuch* und den *Nibelungen* (1829), zu Wolfram von Eschenbachs *Parzival* (1827) und zum *Titulrel* (1829) – über Biographien Goethes (*Goethe und seine Werke*, 1847) und Diderots (*Diderots Leben und Werke*, 2 Bände, 1866)

Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Bereits im Mai 1848 gab er das Mandat jedoch wieder auf. – Moriz Haupt wurde wegen seines Engagements für die ‚Einheit des Vaterlandes‘ 1848 amtsenthoben und mit seinen Leipziger Kollegen Otto Jahn und Theodor Mommsen im Königreich Sachsen des Hochverrats angeklagt.

24 Vgl. Werner Röcke, *Karl Rosenkranz* (s. Anm. 17).

bis zur Geschichte der Weltliteratur (*Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker*, 1855). Die Differenz zu der Wissenschaftsauffassung eines Lachmann oder Haupt ist nicht zu übersehen: Während sie in mühseliger Kleinarbeit am Einzeltext hingen, stellte sich Rosenkranz auf den philosophischen Standpunkt der Hegelschen Ästhetik und richtete – in der Überzeugung, dass man, auch wenn noch nicht alle Textfragen geklärt waren, die ‚Idee‘ eines Werks, ja sogar den ‚Inhalt‘ einer Epoche erfassen könne – seinen Blick auf das Ganze. Klaus Weimar: „Seine Literaturgeschichte ist angewandter Hegelianismus in seiner ganzen Breite von Geistes-, Geschichts-, Rechts-, Religions- und Kunstphilosophie, angewandt, insofern die strenge selbstbezügliche Spekulation nicht um ihrer selbst willen betrieben wird, sondern ‚nur‘ die Denkformen und die Terminologie bereitstellt zur Beschreibung, wie eins aus dem anderen hervorgeht und sinnvoll sich ihm anschließt.“²⁵ Rosenkranz wollte, Literaturgeschichte im Sinne Friedrich Schlegels als eine Form ‚innerer Geschichtsschreibung‘ verstehend²⁶, aus den in den Texten geschilderten Handlungs- und Verhaltensweisen der Figuren die für den ‚Geist‘ der Epoche typischen sittlichen Einstellungen und religiösen Vorstellungen erschließen²⁷ und überschritt dabei – so wenn er den *Titurel* mit Dantes *Göttlicher Komödie* verglich²⁸ – auch schon frühzeitig die Grenzen der Disziplin. Doch obwohl seine Darstellung in den ‚Denkformen‘ der Hegelschen Geschichtskonstruktion verblieb, betont Weimar wie auch Röcke zu Recht,

25 Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989, S. 303.

26 Vgl. Karl Rosenkranz, *Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter*, Halle 1830, S. IV. – „Als kritische und charakteristische Geschichte der Urkunden des menschlichen Geistes“ war die Literaturgeschichte für Friedrich Schlegel „der innerste Teil der Geschichte“. Vgl. *Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Literatur*, in: Ders., *Kritische Ausgabe seiner Werke*, hrsg. von Ernst Behler, Bd. 11, München/Paderborn/Wien 1985, S. 11.

27 Vgl. Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (s. Anm. 25), S. 304f.

28 Vgl. Karl Rosenkranz, *Über den Titurel und Dante's Komödie*, Halle 1829.

dass Rosenkranz' Werk eine Fülle von Einsichten und Anregungen, in geistesgeschichtlichen Zusammenhängen zu denken, enthält, die nicht an diese Geschichtskonstruktion gebunden sind. Andererseits könnte man aber auch zu dem Schluss kommen, dass es einer solchen Konstruktion bedurfte, um – wie Röcke schreibt, der darin den Vorzug dieser Literaturgeschichte sieht – „in jedem Detail der Textbeobachtung das Allgemeine, also die prinzipiellen Gesichtspunkte der Epoche, der jeweiligen Gattung, der Rechts- und Gewaltformen, der Gesellschaftsstruktur und Weltbilder, in die Einzelanalyse herein[zu]holen“.²⁹ Für Weimar enthält die Art, in der Rosenkranz die Wechselbeziehung von Einzelanalysen („Nacherzählungen“) und „gedanklichen Konstruktionen“ herstellt, auch den Ansatz zu einer methodologischen Erneuerung des Genres: „Diese vor- und zurücklaufenden Bezüge werden den Nacherzählungen verliehen von ihrer diagnostischen Auswertung unter den jeweils leitenden Fragestellungen. Auf diese Weise gelingt Rosenkranz die erste und auf lange Zeit, wenn nicht überhaupt, einzige Lösung des Problems, das allen Historikern durch jenen Sonderstatus literarischer Texte (Ereignis in derjenigen Geschichte zu sein, für deren Kenntnis sie Quelle sind) aufgegeben wird.“³⁰

Aus der Sicht der Lachmann, Grimm und Haupt war Rosenkranz natürlich gar kein ‚richtiger‘ Germanist. Und er wäre von ihnen wahrscheinlich auch gar nicht zur Kenntnis genommen worden, wenn er nicht auch über altdeutsche Literatur geschrieben hätte. Weil er das aber tat, und zwar, ungeachtet der Flüchtigkeiten und Fehler, die ihm nachgewiesen werden konnten, mit berechtigtem wissenschaftlichem Anspruch und dem gleichen sozialen Status wie seine Kritiker, hat er auch einen Platz in der Geschichte der akademischen Germanistik. Unter dem hier gewählten Gesichtspunkt verkörpert er in ihr den Habitus eines Gelehrten, dessen Arbeit – jedenfalls bis in die Mitte der 1850er Jahre³¹ – unter dem Horizont eines philosophischen

29 Werner Röcke, *Karl Rosenkranz* (s. Anm. 17), S. 38.

30 Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (s. Anm. 25), S. 304-305.

31 Bereits in Rosenkranz' philosophischem Hauptwerk *Die Wissenschaft der logischen Idee* (2 Bde., 1858/89) deutet sich eine kritische Haltung

Systems steht, das ein Ordnungs- und Erklärungsmuster für alle historischen Wissenschaften bereithält und damit auch den Zugang zu mehr als einem Wissensgebiet eröffnet. Eines Gelehrten, dessen wissenschaftliches Interesse nicht mehr nur auf die ferne Vergangenheit gerichtet ist, sondern auch die geistig-kulturellen Prozesse der Neuzeit berührt, und der sich nicht mehr damit begnügt, seine Ansichten und Erkenntnisse im engen Kreis der Sachverständigen zu diskutieren, sondern die Öffentlichkeit sucht und zu Mitteilungsformen greift, die auch den interessierten Laien ansprechen.

III

Man könnte versucht sein, in Lachmann, Jacob Grimm oder Haupt auf der einen, Rosenkranz auf der anderen Seite die Grundtypen zweier Habitusformen des *homo academicus* zu sehen, die das Personal der Germanistik-Geschichte – und nicht nur dieser Geschichte – bis weit in das 20. Jahrhundert geprägt haben. Doch liefe man damit Gefahr, in jenen typologischen Schematismus zu geraten, der dem Anliegen dieser Skizze eben so unzutraglich wäre wie er dem Bourdieuschen Habitus-Konzept widerspricht.³² Denn man kann von der Fixierung der Erstgenannten auf das Wort, die philologische Detailuntersuchung des einzelnen Textes, von ihrer moralischen Überhöhung und

gegenüber bestimmten Seiten der Hegelschen Philosophie an, die sich in späteren Jahren – vgl. seine Schrift *Hegel als deutscher Nationalphilosoph* (1870) – noch verstärkt.

- 32 Unwidersprochen bleibt dabei Edith Wenzels Berufung auf „eine grundsätzliche Debatte der wissenschaftlichen Positionen, die sich unter den Schlagwörtern ‚Esoterik vs. Publikumswirksamkeit‘ subsumieren lassen und die damit auf zwei Extrempositionen in der Entwicklung der Germanistik verweisen, in der eine rein philologisch ausgerichtete Wissenschaft einer kulturpolitisch engagierten Germanistik entgegengesetzt wird, um Positionen also, die auch in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder kritisch diskutiert wurden“. Vgl. Edith Wenzel, *Moriz Haupt (1808-1874)*, in: Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke, *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, Berlin/New York 2000, S. 41-46, hier S. 45.

Stilisierung der Textarbeit zur Askese nicht einfach auf – in ähnlicher natürlicher Veranlagung begründete – verwandte Charakterzüge schließen; vielmehr ist zurecht darauf hingewiesen worden, dass die Verpflichtung auf diesen – die romantisch-spekulativen Momente im Denken der Brüder Grimm überformenden – philologischen (Proto-)Positivismus, die zünftlerische Absonderung und Distanzierung aller ‚bloß‘ interessierten ‚Dilettanten‘ auch dem Ziel diene, die germanistischen Studien als eine der klassischen Philologie und den Naturwissenschaften gleichrangige Wissenschaftsdisziplin zu etablieren.³³ Umgekehrt eigneten dem in der Germanistik damals noch exzeptionellen Habitus eines Rosenkranz durchaus auch noch Züge des humanistischen Polyhistor, bildet sich noch zu Rosenkranz’ Lebzeiten auch ein zeitgemäßer ‚philosophischer‘ Habitus auf der epistemologischen Grundlage des – philosophischen – Positivismus.

Zunächst aber ist festzuhalten, dass schon in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch unter strengen Philologen die der Lachmann-Schule widersprechende Orientierung auf eine breitere Öffentlichkeit an Boden gewann: Durch eine publikumsfreundlichere Aufbereitung der Forschungsergebnisse wie kommentierte Textausgaben und die von Franz Pfeiffer 1856 gegründete Zeitschrift *Germania*, die sich gezielt auch an Laien wandte³⁴, sollte ein allgemeines Interesse an der neuen Wissenschaft geweckt werden. An Germanisten wie Karl Bartsch, der Pfeiffer in der Leitung dieser Zeitschrift nachfolgte, Michael Bernays oder Wilhelm Scherer wird dann auch offensichtlich, dass das Einhalten der philologischen Disziplinierung, das Beharren auf wissenschaftlicher Objektivität nicht an die ‚Selbstgenügsamkeit‘ und ‚eingezogene Lebensführung‘ der ersten Germanisten-Generation gebunden sein mussten, sondern sich durchaus auch mit öffentlichem Auftreten im außeruniversitären Bereich, der Beschäftigung mit der neueren Literatur und der

33 Vgl. Uwe Meves, *Karl Lachmann (1793-1851)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, (s. Anm. 32), S. 32.

34 Zu Franz Pfeiffer und der *Germania*. *Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde* vgl. Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“*, Tübingen 1990, S. 22-28.

Teilnahme am kulturellen Leben der Zeit, ja sogar mit der Arbeit für die Tagespresse vertragen konnten. Bei Bartsch, von dessen Ausgaben mittelhochdeutscher Epen einige noch heute im Gebrauch sind, vermerkt Dieter Seitz, dass er „quasi in Fortsetzung des Programms der *Germania* [...] regelmäßig Vorträge in der nicht-universitären Öffentlichkeit“ gehalten und „Aufsätze mit literarischen Themen in populären Zeitschriften“ veröffentlicht hat.³⁵ Ähnlich Bernays, dem das Verdienst zukommt, die Prinzipien der klassischen Philologie erstmals auf Goethe-Texte angewandt und damit eine kritische Goethe-Philologie überhaupt erst begründet zu haben: Von ihm berichtet Michael Schlott auch, dass er nach seiner Berufung an die Münchener Universität „zwischen 1874 und 1890 als gefeierter Lehrer und Redner eine bemerkenswerte Wirksamkeit“ entfaltet habe, „die indes weit über den Kreis seiner professoralen Pflichten hinausreichte“.³⁶

Bernays war der erste deutsche Germanist, der sich von Anfang an auf die Beschäftigung mit der neueren Literatur konzentrierte. Dagegen hatte sich Scherer bereits mit einer Reihe wichtiger Editionen und Studien auf dem Gebiet der altdeutschen Literatur, vor allem aber mit seinem Buch *Zur Geschichte der deutschen Sprache* in der Germanistik einen Namen gemacht, ehe er in seiner Berliner Zeit den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf die neuere deutsche Literaturgeschichte verlegte. Dass er schon als Student in den Wiener Salons verkehrte, seine Bekanntschaft mit einer Reihe namhafter Naturwissenschaftler und Künstler von daher rührte, und dass er dann selbst eine herausragende Rolle im geistigen Leben Berlins spielte, in einem freundschaftlichen Verhältnis zu dem Philosophen Wilhelm Dilthey stand und Kontakte zu Schriftstellern wie Gustav Freytag, Friedrich Spielhagen, Berthold Auerbach, Ernst von Wildenbruch, Emanuel Geibel und Paul Heyse unterhielt, wird in allen Scherer-Porträts

35 Vgl. Dieter Seitz, *Karl Bartsch (1832-1888)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 32), S. 47-52, hier S. 52, wo auch auf Bartschs soziales Engagement in einer Stiftung zur Unterstützung von Schriftstellern in Not hingewiesen und u. a. seine Mitgliedschaft in der Heidelberger Theaterkommission und der Museumsgesellschaft erwähnt wird.

36 Michael Schlott, *Michael Bernays (1834-1897)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 32), S. 69-79, hier S. 76.

erwähnt.³⁷ Wichtig in unserem Zusammenhang ist auch, dass annähernd die Hälfte von Scherers zu seinen Lebzeiten veröffentlichten Arbeiten in Tageszeitungen, Zeitschriften oder populärwissenschaftlichen Organen erschien – darunter auch die ersten Kapitel seiner *Geschichte der deutschen Literatur*, die der Autor der *Wiener Neuen Freien Presse* zum Vorabdruck gegeben hatte.³⁸

Anders jedoch als bei Bartsch oder Bernays verbanden sich die Neugier auf die Welt jenseits der Hörsäle und Studierzimmer und die Anteilnahme am geistig-kulturellen Leben der Zeit bei Scherer mit einem – wohl auch von der mangelnden Selbstverständigung des Fachs über seine erkenntnistheoretischen Grundlagen herrührenden – gesteigerten Interesse am Fortschritt der Wissenschaften und an der zeitgenössischen Philosophie. Scherer beschäftigte sich mit den französischen Positivisten und dem englischen Empirismus. Er hat Auguste Comte, John Stuart Mill, Hippolyte Taine und Henry Thomas Buckle gelesen. Sie überzeugten ihn in der Ablehnung jeder Metaphysik, der Annahme eines kausal zu begründenden gesetzmäßigen Verlaufs nicht nur von Natur- und Gesellschaftsgeschichte, sondern auch der Geschichte des geistigen Lebens, sowie in der Forderung nach strenger Observanz der Methodologie der modernen Naturwissenschaft, d.h. der Orientierung auf induktive, empirische Arbeit mit dem Ziel der Gesetzeserkenntnis auch in den Geistes-

37 Vgl. Hans-Harald Müller, *Wilhelm Scherer (1841-1886)*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts* (s. Anm. 32), S. 80-94; Jürgen Sternsdorff, *Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung. Die Entwicklung der Germanistik bei Wilhelm Scherer. Eine Biographie nach unveröffentlichten Quellen*, Frankfurt/M. 1979; Wolfgang Höppner, *Das „Erbte, Erlebte und Erlernte“ im Werk Wilhelm Scherers. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik*, Köln/Weimar/Wien 1993.

38 Vgl. Hans-Harald Müller (s. Anm. 37), S. 89 und S. 94, der sich hier auf Ute Dobrinkat, *Vergegenwärtigte Literaturgeschichte. Zum Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit in der Literaturgeschichtsschreibung Wilhelm Scherers am Beispiel der ‚Skizzen aus der älteren deutschen Literaturgeschichte‘ und der ‚Geschichte der deutschen Literatur‘*, Diss. Phil. FU Berlin 1978, bezieht.

wissenschaften.³⁹ Von Taine hat er wohl auch den Begriff einer ‚allgemeinen Geschichtswissenschaft‘, die die Resultate der einzelnen

-
- 39 Gewissenhafte Untersuchung des Tatsächlichen bleibt für Scherer die erste und unerlässliche Forderung: „Aber die einzelne Thatsache als solche hat an Werth für uns verloren. Was uns interessirt, ist vielmehr das Gesetz, welches daran zur Erscheinung kommt. Daher die ungemaine Bedeutung, welche die Lehre von der Unfreiheit des Willens, von der strengen Kausalität auch in der Erforschung des geistigen Lebens erlangt hat.“ – Vgl. Wilhelm Scherer, *Die neue Generation*, in: Ders., *Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich*, Berlin 1874, S. 410. – In seinem Aufsatz *Die Lebendigen und die Untoten* rät Hans-Harald Müller von einer undifferenzierten Verwendung des Positivismus-Begriffs ab, da diesem immer noch die ihm von den Anhängern der Geistesgeschichte gegebene polemische Konnotation eines „konzeptionslosen Faktizismus“ anhängt, den Scherer selbst als „gedankenlose Anhäufung wohlgesichteten Materials“ kritisiert hatte. Müller konstatiert, dass eine „vom [philosophischen] Positivismus und Empirismus angeregte Grundlagenreflexion“ seit den 1860er Jahren in allen historischen Fächern stattfand, und stellt als Repräsentanten dieser Denkbewegung den Philosophen Wilhelm Dilthey, den Historiker Karl Lamprecht, den Kunsthistoriker Alois Riegl und den Philologen Hermann Paul mit Scherer in eine Reihe: „Sie alle votierten nicht für den englischen oder französischen Positivismus, sondern für einen philosophisch aufgeklärten Empirismus“, für den Müller in einem zusammen mit Tom Kindt für das Metzler-Handbuch *Fin de Siècle* verfassten Beitrag – „faute de mieux“ – den Begriff eines ‚universalistischen Historismus‘ vorgeschlagen hat. Erhellend finde ich den Hinweis auf die Parallelität der Bestrebungen der genannten Wissenschaftler wie auch auf die Gemeinsamkeiten in ihren Theorieansätzen (Stellenwert der Empirie, Rolle der Psychologie), die bisher – soweit ich sehe – stets hinter der Antinomie von Positivismus und Geistesgeschichte zurücktraten. Die Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen unter einem Historismus-Begriff birgt allerdings nun wiederum die Gefahr, dass die Divergenzen in der philosophischen Grundorientierung etwa Scherers und Diltheys aus dem Blickfeld geraten. Vgl. Hans-Harald Müller, *Die Lebendigen und die Untoten. Lassen sich Auseinandersetzungen zwischen Wissenschaftskonzeptionen als „Kontroversen“ rekonstruieren? Am Beispiel von Positivismus und Geistesgeschichte*, in: Ralf Klausnitzer/Carlos Spoerhase (Hrsg.), *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie*

historischen Disziplinen zusammenfasst und verallgemeinert. Die Literaturwissenschaft erhielt danach ihren Platz im Rahmen einer komplexen Sozial- und Kulturgeschichte, und diese ‚allgemeine Geschichtswissenschaft‘ wurde für Scherer zum eigentlichen Bezugspunkt der Literaturgeschichtsschreibung. Zwar hat er die systematische Ausarbeitung einer auf diesen Prinzipien basierenden Theorie der Literaturwissenschaft nicht geleistet und verweist Hans-Harald Müller zu Recht auf das schon von Erich Rothacker beobachtete „faktische Ineinanderfließen romantischer und positivistischer Elemente“ in seinem Werk⁴⁰; Müllers Ansicht, dass Scherers philosophische Anknüpfungen sich auf das Programmatische beschränkten, kann ich dennoch nicht teilen. Vielmehr sehe ich gerade auch in einigen seiner schon von den meisten Zeitgenossen als romantische Spekulation abgelehnten Hypothesen, wie z. B. der von der Periodizität literaturgeschichtlicher ‚Blütezeiten‘⁴¹, das dem positivistisch-empiristischen Programm folgende unausgesetzte Bemühen um die Erfassung von Gesetzmäßigkeiten. Ich sehe in Scherer den ersten deutschen Germanisten, der seiner Arbeit eine philosophische Grundlegung jenseits der kognitiven Positionen des deutschen Idealismus zu geben versucht hat, und zwar eine Grundlegung, die das Fach zur interdisziplinären Forschung in Richtung auf eine moderne Kulturwissenschaft öffnet. Zudem lag ihm daran, der ästhetischen Betrachtung der Literatur in der Disziplin Anerkennung zu verschaffen, die Philologie wieder mit der Ästhetik zusammenzuführen. Und schließlich – auch das ein Merkmal eines in der akademischen Germanistik neuen Wissenschaftler-Habitus – offenbaren Scherers eigene Schriften eine hohes Formbewusstsein und eine stilistische Eleganz, wie sie bis dahin hier

in der Kontroverse, Bern/Berlin/Bruxelles u. a., 2007, S. 171-182, hier S. 173.

40 Vgl. Hans-Harald Müller, *Wilhelm Scherer* (s. Anm. 37), S. 82.

41 Scherer meinte, mit dieser ‚Wellentheorie‘, die er später noch zu einer allgemeinen Theorie der Abwechslung ‚männlicher‘ und ‚weiblicher‘ Epochen ausweitete, ein Grundgesetz der Literaturgeschichte entdeckt zu haben. – Vgl. *Die Epochen der deutschen Literaturgeschichte*, in: Wilhelm Scherer, *Kleine Schriften*, Bd. 1: *Kleine Schriften zur altdeutschen Philologie*, hrsg. von Konrad Burdach und Erich Schmidt, Berlin 1893, S. 672-675.

sonst nur selten zu finden waren. Auch die wissenschaftliche Arbeit hatte für ihn eine ästhetische Komponente. Bezeichnend dafür ist die von Müller zitierte Aussage Scherers zu seiner *Geschichte der deutschen Literatur*: „Mein Ehrgeiz war es, wenn es nicht unbescheiden ist, das auszusprechen, ein Kunstwerk zu schaffen.“⁴²

Unter der Voraussetzung, dass aus den wissenschaftlichen Biographien so unterschiedlicher Charaktere wie Lachmann, Jacob Grimm oder Bartsch sich eine die frühe Germanistik dominierende Habitusform konstruieren lässt, von der der Habitus, der mit Scherer Eingang in die Disziplin gefunden hat⁴³, sich deutlich unterscheidet, kann man nun sagen, dass dieser Habitus in ihr, parallel zur Verlagerung des Schwergewichts auf die neuere Literatur, in der Folgezeit immer mehr an Bedeutung gewinnt, während der ‚philologische‘ Habitus bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein für große Teile der sprachwissenschaftlich dominierten ‚älteren Abteilung‘ bestimmend bleibt. Könnte hier also von der Unterscheidung zweier ‚Grundtypen‘ gesprochen werden, so sind doch andererseits die diesen gemeinsamen Züge nicht zu übersehen, die zu einem Teil schon mit der Ein-

42 Vgl. Hans-Harald Müller, *Wilhelm Scherer* (s. Anm. 37), S. 89. – Müller zitiert aus einem Brief Scherers an Ludwig Speidel, den Feuilletonredakteur der *Neuen Freien Presse*, vom 1. 4. 1880 (*Briefe von Wilhelm Scherer. Mitgeteilt von Ludwig Speidel*, in: *Neue Freie Presse Nr. 8269* [4.9.1887], S. 1-4, hier S. 2.

43 Ich übergehe hier Wilhelm Dilthey ebenso, wie ich nicht von Gervinus oder Hettner gesprochen habe, weil ich bei der Ausbildung des Habitus dem Faktor der speziellen akademischen Sozialisation – für die Germanistik des 19. Jahrhunderts heißt das in der Regel: der klassisch-philologischen bzw. altgermanistisch-philologischen Sozialisation – Bedeutung zumesse. Dabei geht es mir nicht nur um die von dem angehenden Wissenschaftler gewählten Studienfächer, sondern auch um die Frage, in welcher disziplinären Gemeinschaft er seine akademische Karriere begonnen hat. Unter diesem Gesichtspunkt war Rosenkranz hier zu behandeln, obwohl er (seit 1833 auf dem Lehrstuhl für Philosophie in Königsberg) den größeren Teil seiner vielfältigen wissenschaftlichen Aktivitäten außerhalb der Germanistik entfaltete. Deshalb sehe ich die eigentliche Schlüsselgestalt für die Formierung eines neuen Wissenschaftler-Habitus innerhalb der Disziplin in Scherer, von dem an auch der Faktor der akademischen Sozialisation anders zu bestimmen ist.

bindung der germanistischen Studien in den Universitätsbetrieb, zum anderen mit deren Institutionalisierung in der Form eigener germanistischer Institute in Erscheinung treten: die habituellen Grundzüge der geisteswissenschaftlichen Spielart des *homo academicus*.

Zu diesen rechne ich das uns bereits bei der Gründergeneration begehrende Absolutsetzen der je eigenen Wissenschaftskonzeption und die daraus resultierende Schulbildung, die – angefangen von den Auseinandersetzungen zwischen den Berliner und den Leipziger bzw. Wiener Germanisten⁴⁴ über den Positivismus-Streit am Beginn und die Hermeneutik-Diskussion gegen Ende des 20. Jahrhunderts bis zu den jüngsten Debatten um Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – immer wieder zu mehr oder weniger heftigen Parteikämpfen geführt haben – ein Phänomen, das in der deutschen Germanistik, wie in den Geisteswissenschaften überhaupt, um so stärker ausgeprägt war, als hier seit dem Aufkommen der Geistesgeschichte stets auf unterschiedlichen axiomatischen Voraussetzungen basierende Forschungsparadigmata in ihren Geltungsansprüchen gegeneinander standen. Man muss die Paradigmenwahl nicht als interessengeleitet denunzieren, um sie mit der innerakademischen Konkurrenzsituation der Wissenschaftler in Verbindung zu bringen. Auch wenn das Nebeneinander unterschiedlicher Forschungsansätze spätestens seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als irreversibler Zustand der Wissenschaft hingenommen wird, bleibt doch die Tatsache bestehen, dass die theoretisch-methodologische Orientierung auch im Kampf um die Lehrstühle immer noch eine Rolle spielen kann.

Als charakteristisch für diesen Habitus betrachte ich weiterhin bestimmte Verhaltensweisen, die sich auf die universitätsinternen Hierarchien, insbesondere auf die Verwandlung des Ordinarius in einen Institutsdirektor zurückführen lassen, der über einen im Lauf der Zeit stetig wachsenden Stab von Mitarbeitern verfügen wird, die in ihren wissenschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten und Karrierechancen von ihm abhängig sind. Als Institutsdirektor ist er zunehmend mit wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben befasst. Auch hat er die Interessen des Fachs in den Leitungsgremien der Universität

44 Vgl. Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig?* (s. Anm. 34).

und gegenüber der staatlichen Aufsichtsbehörde zu verteidigen, was ebenfalls den Einsatz noch anderer als der für Lehre und Forschung benötigten Fähigkeiten erfordert. Zugleich bringt es seine autokratische Stellung mit sich, dass der Direktor bei der Förderung seiner Untergebenen der Neigung nachgeben kann, Loyalitäts- und Sympathiekriterien walten zu lassen, während die Untergebenen es lernen, ihr Verhalten gegenüber dem Vorgesetzten karrieretauglich zu kalkulieren. Schließlich sehe ich wesentliche Züge dieses Habitus mit der Auffassung verbunden, die Geisteswissenschaftler, namentlich in Deutschland, sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts über ihre gesellschaftliche Rolle gebildet haben. Fritz K. Ringer⁴⁵ hat deren Selbstverständnis, in dem sich das gewachsene Sozialprestige der Gruppe manifestiert, unter dem Begriff eines ‚intellektuellen Mandarinentums‘, d.h. einer Beamtenschaft zu fassen versucht, die Anspruch auf geistig-kulturelle Führung erhebt, weil sie sich als Sachwalterin der ideellen Werte der Nation in einem politischen Herrschaftssystem begreift, dessen Legitimation sie einzig aus dem Dienst an diesen Werten ableitet.⁴⁶

45 Vgl. Fritz K. Ringer, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*, Stuttgart 1983 (*The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890-1933*, Cambridge/Mass. 1969).

46 Vgl. ebd., S. 12-22. – Ringer skizziert in der Einleitung zu seinem Buch den Aufstieg des ‚Mandarinentums‘ als die „Herausbildung einer starken und selbstbewußten [bürgerlichen] Elite“ im Prozeß der „allmähliche[n] Transformation eines im wesentlichen feudalen Staates in eine gründlich bürokratisierte Monarchie“: „Ein Herrscher, der den Versuch unternimmt, die Macht der traditionellen Aristokratie zu reduzieren, muß ein mehr oder weniger rationales Regierungssystem schaffen, damit er seine Kontrolle wirksam auf Gebiete ausdehnen kann, die vorher dem System gewohnheitsrechtlicher Privilegien unterlagen. Er ist daher gut beraten, eine neu entstehende Kaste von nichtadeligen Beamten zu unterstützen, deren bürgerliche Herkunft, nachgewiesene Intelligenz und gründliche Ausbildung sie zu nützlichen Verbündeten gegen den alten Adel machen. Ein reformorientierter Monarch wird bestrebt sein, mit den Gebildeten unter seinen Untertanen zu beiderseitigem Vorteil zusammenzuarbeiten. Er wird den Institutionen des höheren Bildungswesens finanzielle Unterstützung zukommen lassen und ein